

Gewohnte Muster ins Wanken bringen

Autor(en): **Omoregie, Rebecca**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **79 (2004)**

Heft 12

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-107325>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

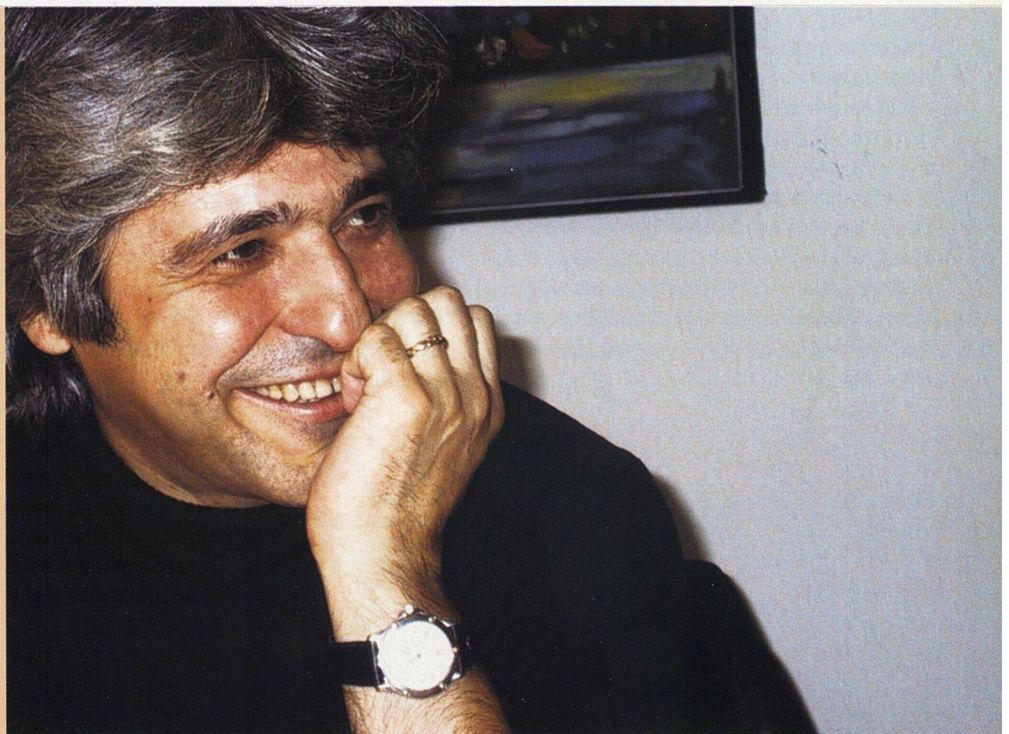
Ali El Hashash leitet Seminare für interkulturelle Kommunikation – auch für Baugenossenschaften

Gewohnte Muster ins Wanken bringen

Wie können Menschen aus verschiedenen Kulturräumen harmonisch zusammenleben? Zum Beispiel indem sie sich bewusst sind, dass es bei der Kommunikation Missverständnisse gibt. Dass sie manchmal dasselbe sagen, aber nicht dasselbe meinen. Diese Erkenntnis löst noch keine Konflikte, aber sie hilft, diese sachlich anzugehen. Das sagt Ali El Hashash*, Spezialist für interkulturelle Kommunikation.

Interview: Rebecca Omoregie

* Ali El Hashash wurde 1959 in Jordanien geboren und hat in Deutschland und in der Schweiz Soziologie, Politik, Pädagogik und Psychologie studiert. Nach langjähriger Beratungstätigkeit im Bereich «Migration und Integration» gründete er 2000 das IKM Institut (Institut für Interkulturelles Kommunikationsmanagement). Das Institut bietet Coachings und kulturspezifische Kommunikations- und Verhandlungstrainings für Manager an. Dazu kommen Seminare und Workshops zum Umgang mit Kulturunterschieden in multikulturellen Gesellschaften für verschiedene Zielgruppen. Neben Non-Profit-Organisationen, öffentlichen Verwaltungen und sozialen Einrichtungen wurde mit der Allgemeinen Baugenossenschaft Urdorf erstmals ein Seminar für eine Baugenossenschaft durchgeführt. Weitere Informationen: www.ikm-institut.ch



Wohnen extra: Herr Hashash, was bedeutet «interkulturelle Kommunikation»?

Ali El Hashash: Wir sprechen von interkultureller Kommunikation, wenn mindestens zwei Menschen aus unterschiedlichen Kulturen sich begegnen und miteinander kommunizieren.

Wie sind Sie dazu gekommen, sich auf dieses Thema zu spezialisieren?

Das hängt mit meiner persönlichen Geschichte zusammen: Ich bin in Jordanien aufgewachsen und Ende der 70er-Jahre nach Deutschland gekommen, um zu studieren. An der Universität war ich in der Beratung von ausländischen Studierenden tätig und da habe ich gemerkt: In der Interaktion mit dem neuen kulturellen Umfeld ereignen sich Dinge, die nicht so einfach mit herkömmlichen Begriffen erklärt werden können.

Was geschieht, wenn zwei Menschen aus verschiedenen Kulturräumen miteinander kommunizieren? Ich nehme an, es geht nicht nur um sprachliche Verständigungsprobleme.

Auch wenn die beiden Personen in der Lage sind, sich in einer gemeinsamen Sprache zu verständigen, kann der kulturelle Hintergrund doch für Missverständnisse sorgen.

Inwiefern?

Da ist zum einen das Zusammenspiel der verschiedenen Kommunikationsebenen, also der sprachlichen und der nichtsprachlichen Ebene. Wenn ich zum Beispiel auf Deutsch etwas sage, wie jetzt gerade zu Ihnen, und dazu meine Hände bewege. Wie interpretieren Sie das? Ist das eine Bekräftigung des Gesagten oder eher eine Verneinung? Die Gestik unterscheidet sich in verschiedenen Kulturen ganz stark.

Was kann sonst noch zu Missverständnissen führen?

Eine zweite Ursache ist, dass etwas gesagt, aber damit etwas anderes gemeint wird. Wenn wir von scheinbar einfachen Dingen sprechen, von Liebe zum Beispiel oder von Familie, dann beziehen wir uns auf etwas Bestimmtes. Aber nicht jeder auf dasselbe.

Können Sie ein konkretes Beispiel nennen, etwa in einer Situation unter Nachbarn?

Nehmen wir an, man spricht von guten nachbarschaftlichen Beziehungen. Was versteht man darunter?

Für den einen bedeutet das, dass man regelmässig Kontakt hat, für den anderen vielleicht einfach, dass man einander nicht stört?

Das ist es, ja. Oder dass die Prioritäten anders gesetzt werden – das war interessant bei der

Fotos: Rebecca Omoregie

Allgemeinen Baugenossenschaft Urdorf. Alle Teilnehmer sagten, sie wünschten sich für das Zusammenleben im Haus «gute nachbarschaftliche Beziehungen und dass die Regeln eingehalten werden». Doch manche Bewohner legten zu 80 Prozent Wert auf das Einhalten der Regeln und zu 20 Prozent auf gute Beziehungen. Bei den anderen war es genau umgekehrt.

Wo spielt dabei die Nationalität mit?

Gerade bei dieser Frage haben die Migranten und die Schweizer eben tatsächlich verschieden reagiert. Natürlich bestehen individuelle Unterschiede, das ist klar. Doch die kulturelle Ebene, die ist durch das Umfeld bestimmt, in dem man aufgewachsen ist.

Wie stark ist dieser Faktor? Ist es möglich, dass er irgendwann an Bedeutung verliert?

Aus heutiger Sicht kann ich sagen: Ja, aber nur zum Teil. Das habe ich erlebt, als ich nach vielen Jahren von Deutschland in die Schweiz kam. Ich hatte gedacht, die Unterschiede zwischen diesen zwei Ländern seien gering. Doch ich musste feststellen, dass sich gewisse Leute durch meine Art zu sprechen, durch meine Direktheit, vor den Kopf gestossen fühlten. Ohne es zu wissen, hatte ich gewisse kommunikative Handlungen von Deutschland übernommen. Das andere jedoch, das verliert man nicht. Sie sehen es (weist lachend auf seine lebhafteste Gestik) – das krieg ich nicht weg.

Genau solche Aspekte sind ja das Thema Ihrer Weiterbildungsseminare. Wie laufen diese genau ab?

Die Weiterbildungsseminare bestehen aus mehreren aufeinander abgestimmten Bausteinen. Dabei versuche ich die grundlegenden Aspekte der interkulturellen Kommunikation den Teilnehmenden bewusst zu machen. Je nach spezifischer Ausrichtung der Seminare – wie jetzt für die Baugenossenschaft – behandeln wir die soziokulturellen Faktoren, die für das Miteinanderwohnen relevant sind.

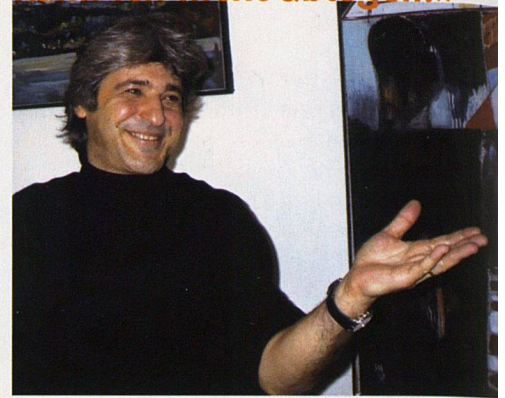
Was sind das zum Beispiel für Themen?

Ein ganz wichtiger Punkt sind Stereotype und Vorurteile. Diese können eine Begegnung a priori erschweren und den Verlauf der Kommunikation entscheidend beeinflussen. Ich frage zum Beispiel die einheimischen Teilnehmer: «Wie, denken Sie, sehen die Ausländer die Schweizer?» Da kommt jeweils sehr Erstaunliches heraus. Aber mehr möchte ich Ihnen darüber jetzt nicht erzählen, sonst ist der Überraschungsmoment in den Kursen verloren!

Aber können Sie ein Beispiel nennen, wie Vorurteile gegenüber anderen Kulturen in der Kommunikation wirken?

Wenn Sie zu mir sagen: «Herr Hashash, können Sie bitte die Musik etwas leiser machen?», dann habe ich diese Vorurteile im Hinterkopf und fühle mich vielleicht gleich persönlich angegriffen. Deshalb reagiere ich

«Meine Gestik kann ich nicht ablegen!»



nicht auf der sachlichen, sondern eher auf der Beziehungsebene. Und Sie wundern sich, weshalb ich gleich explodiere. Solche Reaktionen erlebe ich oft bei Migranten, und das ist durchgehend, vom Professor bis zum Putzmann.

Ist das wirklich so? Ausländische Akademiker werden wahrscheinlich doch anders beurteilt als Gastarbeiter.

Das mag sein. Aber es geht um Selbstwahrnehmung. Meinen Selbstwert definiere ich in Bezug auf das Umfeld. Und wenn dieses Migrantinnen und Migranten stets pauschalisierend als Problem darstellt, dann ist es sehr

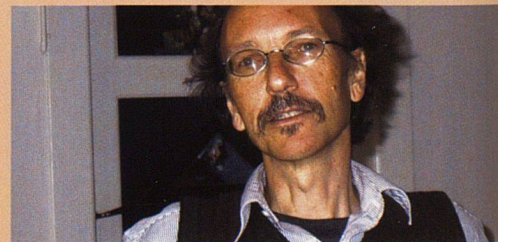
Interkulturelle Kommunikation in der Allgemeinen Baugenossenschaft Urdorf

Die Allgemeine Baugenossenschaft Urdorf besitzt diverse Liegenschaften mit insgesamt 43 Wohnungen. Wegen der unterschiedlichen Mietzinse und Standards der Wohneinheiten ergab sich eine sehr gemischte Mieterschaft. Etwa die Hälfte der Bewohnerinnen und Bewohner sind Schweizer, die anderen stammen aus einer Vielzahl von Nationen.

Das Zusammenleben funktioniert in den allermeisten Fällen gut, betont Marianne Huber, die als langjährige Präsidentin die Veränderungen in der Mieterschaft über die Jahre miterlebt hat. Kommunikationsschwierigkeiten habe es auch vor 15 Jahren gegeben, als ausschliesslich Schweizerinnen und Schweizer in der Genossenschaft lebten, jetzt habe man einfach andere Probleme. Es gebe in ihrer Genossenschaft wohl nicht mehr interkulturelle Konflikte als anderswo auch, bestätigt auch Geschäftsführer Hans-Peter Wyss. Doch

ihn, der sich in der Gruppe «Interkultur im Limmattal» mit dem Thema der Kommunikation in multikulturellen Gesellschaften befasst, interessierte es, diesen Punkt auch einmal in der Wohnbaugenossenschaft aufs Tapet zu bringen. Er arbeitet seit längerem mit Ali El Hashash zusammen und lud ihn ein, in der Genossenschaft über das Thema interkulturelle Kommunikation zu sprechen. Am eintägigen Workshop nahmen schliesslich zwölf Personen teil, darunter auch zwei ausländische Familien.

Stimmen von Verantwortlichen und Teilnehmenden



Hans-Peter Wyss ist Geschäftsführer der Allgemeinen Baugenossenschaft Urdorf. «Wenn ich weiss, dass gewisse Verhaltensweisen durch den Migrationsprozess bedingt sind, kann ich besser damit umgehen.»

Auch für Sie ein Thema?

Das Projekt wird vom Bund finanziell unterstützt. Das Budget sieht noch zwei weitere Seminare mit je zwei Vertiefungsabenden vor. Die Allgemeine Baugenossenschaft Urdorf ist bereit, ihr Know-how interessierten Baugenossenschaften zur Verfügung zu stellen. Kontakt: Hans-Peter Wyss, Tel. 01 741 15 53

schwer, noch differenziert zu bleiben. An der Universität mögen ausländische Fachkräfte anders behandelt werden – dennoch gibt es eine Asymmetrie.

Wie meinen Sie das?

Sie werden anders beurteilt als Einheimische in der gleichen Position. Die Einschätzung unterscheidet sich aber sehr stark je nach Herkunftsland und kann bis ins Gegenteil kippen. Allein der Name wird mit bestimmten Eigenschaften und Fähigkeiten assoziiert, die dann die Erwartungen a priori beeinflussen. Aus eigener Erfahrung weiss ich, dass die Kursteilnehmer eine andere Erwartungshaltung haben, wenn ich ein Seminar leite, als wenn mein Kollege aus den USA einen Kurs hält.

In den Seminaren geht es also insbesondere darum, den Menschen bewusst zu machen, durch welche Mechanismen sie in der Kommunikation beeinflusst werden?

Ein weiteres Thema ist der Migrationsprozess, sein Verlauf und sein Einfluss auf die Identitätswandlung. Wie gehen Betroffene mit Auswanderung, mit der Entwurzelung um – unabhängig davon, in welchem Land sie sich befinden und woher sie kommen? Menschen entwickeln da offensichtlich verschiedene Handlungsstrategien.

Was sind das für Strategien?

Das eine ist die Ghettobildung. Es kommt vor, dass Menschen mit der Situation – insbeson-

dere der soziopolitischen Ausgrenzung – nicht fertig werden und nicht die Kraft haben, die Gemeinsamkeit und die Verständigung mit dem neuen Umfeld selbst aktiv zu suchen. Deshalb halten sie sich an ihre eigenen Leute.

Sie beurteilen die Ghettobildung also als eine Resignation, als Scheitern des Integrationsprozesses?

Ja, vielleicht ist es eine Art Resignation. Und dies kommt überall auf der ganzen Welt vor, egal, aus welchem Land jemand stammt. Obwohl zweifellos jede und jeder von sich behauptet, er würde sich nie so verhalten. Wenn z.B. Einheimische zum Thema Integration von Ausländern befragt werden, dann antworten die meisten: «Sie müssen sich anpassen! Wenn ich zum Beispiel in Kairo wäre, würde ich mich auch anpassen.» Doch das ist ein gewaltiger Irrtum.

Wie können Menschen sonst noch mit dem Migrationsprozess umgehen?

Dann gibt es die so genannten Pendlertypen: Diese Menschen leben ständig in einem Spannungsfeld. Wenn sie hier sind, beklagen sie sich über die Zustände in der Schweiz, die soziale Kälte, oder die Überreglementierung etwa, und glorifizieren das, was sie vermissen. Im Heimatland tun sie umgekehrt dasselbe. Ich habe mich selbst dabei ertappt, als ich nach vielen Jahren nach Jordanien zurückreiste.

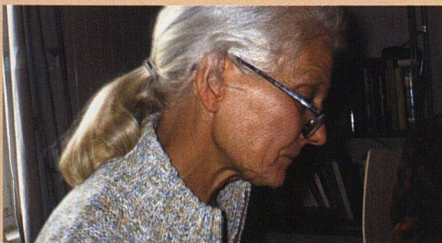
Wann bezeichnen Sie die Integration als «gelingen»?

Wenn sich eine «interkulturelle Persönlichkeit» herausbildet. Dann kann aus dem Zusammenleben etwas Neues entstehen. Doch dafür braucht es beide Seiten, nicht nur die Migranten, das ist eine sozialpolitische, gesamtgesellschaftliche Frage.

Noch eine letzte Frage: Wie kann nun alles das, was die Teilnehmer in den Seminaren lernen, zu einem besseren Zusammenleben von Menschen verschiedener Kulturen beitragen? Ist es nicht oft so, dass man zwar die Verhaltensweisen des anderen versteht, gewisse Dinge aber doch nicht akzeptieren kann oder möchte, weil sie einen einfach stören?

Es soll auch nicht das Ziel sein, dass man alles einfach akzeptiert, sondern dass man lernt, mit Konflikten anders umzugehen, geeignete Werkzeuge zu entwickeln. Bei den Basisseminaren geht es mir darum, gewohnte Muster zu hinterfragen. Und das ist kein schönes Gefühl. Denn dieser Dualismus – das ist gut, das ist böse – ist im Alltag viel einfacher. Etwas anderes, was mir wichtig scheint: Mit Vorurteilen und Stereotypen wollen sich die Menschen auch abgrenzen und so ihren Selbstwert stärken. Dies geschieht umso mehr, wenn keine Verständigung, keine persönliche Begegnung stattfindet. Diese Seminare können eine solche Gelegenheit bieten.

wohnenextra



Regula Imhof war mitverantwortlich für die Organisation des Kommunikationstrainings und nahm selbst am Seminar teil. «Ich fand es sehr gut, dass wir nach dem Workshop jeweils in einem Abstand von einigen Tagen zwei Vertiefungsabende durchführten. So konnte jeder das Erlebte nochmals reflektieren. Was unter anderem herausgekommen ist in der Diskussion: dass eigentlich alle dasselbe möchten, nämlich dass es gut geht. Niemand möchte wirklich Streit oder den anderen stören. Wenn man mit diesem Wissen in einen Konflikt hineingeht, ist doch schon vieles gewonnen.»



Bea Ulrich ist seit drei Jahren Mitglied und seit einem Jahr im Vorstand der Genossenschaft. Sie erlebt das Thema «direkt an der Front», denn insbesondere in ihrem Haus stammt mehr als die Hälfte der Bewohnerschaft aus dem Ausland. «Ich erlebe die Kulturunterschiede im Alltag. Zum Beispiel wenn es um Lärm geht. Ich bringe meine Kinder abends frühzeitig ins Bett. In anderen Kulturen dagegen ist es üblich, dass die Kinder länger aufbleiben und dass man abends noch recht aktiv ist. Das Seminar hat mich sehr beeindruckt: Man erkennt Sachen in sich selber, die man erst einmal akzeptieren und verarbeiten muss. Ich denke, im Alltag kann ich heute ein bisschen mehr Distanz haben. Aber ich weiss noch nicht, wie lange das anhalten wird. Denn es kommt auch darauf an, was ich von meinem Gegenüber zurückbekomme.»



Marianne Huber ist Präsidentin der Allgemeinen Baugenossenschaft Urdorf. «Ich denke, in der Kommunikation ist es wichtig, dass man nicht Macht oder Emotionen ausspielt, sondern dass man das sachliche Problem zur Sprache bringt. Darüber haben wir gesprochen und auch, dass wir einander helfen möchten, die Situation etwas distanzierter anzuschauen, sodass wir eventuell besser reagieren können. Aufgrund der Erfahrungen haben wir auch beschlossen, in der Genossenschaft künftig mehr informelle Treffen zu veranstalten.»